

# Der Geier von Stepanograd.

Erinnerung aus der Herzegowina von Anton Freiherrn von Perfall.

# Zu Ojter der Dreue.

Skizze aus dem Leben. Von Josef Eder.

# Antwerpen.

Von Karl Scheffler.

Hier ist alles Sage, Erinnerung, die ich im Wald und Feld, Schuppen und Stall, die Heimat des Steins und treibt üppige Blüten aus den trostlosen Stuppen und Halben des Kaffees. Die Ströme vergessenen Feldes klingen hier nicht verdrönt, trotz aller Nach, und in stillen Nächten klingen sie noch von Wäldern. Die Romantiker ist hier bodenstark, sie lauert in trostlosen Tälern, tänt aus verfallenen Mauern auf ragenden Höhen, aus den Steinmauern gefallener Höhen; einmal aber gibt sie ihre allbekannte Laute des reinsten Schmelzins, des hinterlistigen Wehmutes aus und steigt trotzig auf vor den Beschauern, sich ihrer unüberwindlichen Kraft bewußt — das ist Stepanograd, die Dronburg Stefan Kofacs, Herzogs von Saba, Herrn von Hum, Fürsten von Drem, des letzten freien Herrschers der Herzegowina.

Alle Schmach, aller Schmerz eines geschickten Volkes verdichtet sich hier in Sage und Lied, und nachdem längst alle Kämpfe ruhen, die neue Zeit die hülfelosen Arbeiter heranbringt, ein harmloses Volk sich mit dem fernen Osten müht und dankbar alle schmerzlichen Momente ihm aufgebängten Kultur trägt, mehr um Stepanograd immer noch der Geist großer Vorfahren. Tücke und Erde blühen mit stummer Verehrung hinauf zu seinen verfallenen Türmen und Mauern.

Unter dem gewaltigen Felste, auf dem die Burg sich erhebt, Stein von seinem Stein, quellen die blauen Wässer der Buna aus dunkler Felsenföhne. Schuppen und flattern tagen, tagaus über dem trübsamen Wasserpfad der Grotte. Doch oben über Wand und Burg, über der verfallenen Feste, in einem Winkel des Felsen gebaut, treiben die weißschwarzen Pfeiler des Himmels auf.

Und in diesen eifrigen Jähren herein tragen wir unser schamloses Jagdgeschloß, mein Herz und Heimg und ich. Den Wäldern gehen gilt unser fröhliches Bewußtsein.

Ungeachtet Jähre lebte die Kolonie unbeschäftigt in den Felsenhöhlen der 200 Meter hohen Wand, den Lärmen Jäger oft in den freudigen Höhlenflügen.

„Was willst Du machen,“ meine die Tücke unten im „Dau“ an der Buna, „in die Wälder kannst Du doch nicht schnehen.“

„Warum nicht, mit unseren Gewehren!“

Er warf einen spöttischen Blick auf unsere Wälder. Ich trug eine Doppelbüchse mit Erdreigefloß, Heimg einen 6 Millimeter, mit Perpetio versehen. „Dobro (gut),“ sagte der Tücke lobend, „verlaßt es.“

Das Geruch von unserem ungeheuerlichen Unternehmen hatte sich unterdessen verbreitet. Jung und Alt aus dem nahen Dorfe blühten sich um uns versammelt. Sie lachten, rissen schalkhafte Witze über die einfältigen Schwab, die sich nachher, die Geier von Stepanograd zu holen.

Während sich ein lautes Gesehul — die Jungen hatten schon einen entsetzt. Als kleiner Junge freilete er oben im Aether über der Wand, ein zweites erschien in dem hohen Blau. Sie saugten sich in eleganten Bindungen herab. Mit dem Glas unter sich bereits das im Sonnenlicht glänzende Gewitter, die weißen Köpfe mit dem mächtigen Schnabel, die sich fortwährend schien.

Während sich die Pfeilertröge herab bis zur Höhe der Wand, breitete die tiefen Flügel, hatte auf eine verhängene Fläche Platz auf, da wo schon eine Hofsteifen im Gestein des Sandsteines verrietten.

Als ich das Glas vom Auge nahm, war es aus, ich konnte den schwebenden Geier nicht mehr von der grauen Wand trennen.

„Heing disterte mit dem Perpetio und erkläre ich bereit, den Schwab zu jagen.“ Die Tücke waren starr, als sie sahen, daß es ernst wurde. „Argere ich mich eines,“ sagte er, „meine eigentliche Abweisung des Perpetios als unwürdig, die mich jetzt jagend, den Juchzueer zu spielen, so war mir doch alles an unserem Sieg über die spöttischen Ausleger gelegen.“

Nach rascher Orientierung erbotete ich mir Heimg die Möglichkeit, ein fünfzig Meter zu gewinnen. Der Steinleger legte über uns war zu erklommen, und zwar den dem Vogel ungelegen, außerdem verdickte mich der Tücke, die Geier würden sich wohl schwerlich um uns kümmern. „Ma harie nur, du Gehe, du wirst keine Wunder sehen.“

Wie Heikerten das kühne, kräftige Gesehul hinauf, gefolgt von der ganzen Kolonie. Da half kein Aushören, kein Schwimmen, der Zug war offenbar zu groß, uns auszuhalten zu können.

„Nicht hatte der Tücke, der Geier rühte sich nicht auf seinem Platz, ein zweites Mal über die Schwab herein, saute herab, daß man das Weiden des Heibers hörte, und schwang sich zu dem ersten ein. — Offenbar fühlte sie sich in ihrer Höhe wohl außer Gefahr — schließlich wie das Koll um uns her.“

Sie sahen ein hellbrotes, der uns drohte, schienen vor. „Hei, goll!“ Ich konnte meinen Geschoßen als trochlichen Ankersteinen, aber das war doch ein neues Gefühl. Ich sah mit freiem Auge nur einen hellen Punkt im Gesehul, den Kopf. „Ruh langsam.“ Ich drehte meine Juppe auf den Stein, zum Scherzen Aufsteigen, reichte mich gegen den Geruch. „Hei, Heimg!“ Ich sah die kühne Maschine, die ich jetzt so verachtet — um den heiligen Schwab —

verdammt genau nahm er es. Mit schlug das Herz, als ob ich selbst im Feuer — keinen Blick verlor ich vom Geier — Lange dauerte es, dann ein kurzer, scharfer Knall — ein Aufschlag — im ersten Augenblick sah ich nichts. Geföhlt, dachte ich schon — dann kam oben ein riesiger Flügel zum Vorschein — ein zweites — und im folgenden Fall, den Kopf voran, zweimal aufschlagend, die riesigen Flügel ausgebreitet, führte der Geier die 200 Meter herab, mit lauten Pfloß in die Buna. —

Allgemeines Starren, kein Laut der Bewunderung, dann stürzten die Jungen hinab der Buna zu. Wir hatten keine Zeit, lange zuzusehen — ein Raufling und Schwingenlassen über uns. Der zweite, den Stütz des Geföhltens mit aufhebend, fiel, sei es, um das Unbegreifliche, sich zu betreten, sei es mit der Absicht, zu helfen oder zu rächen, auf ihn herab, hielt sich einen Augenblick in horizontaler Linie mit mir, mit dem Schwingen schlagend, in der Luft. Ich schloß, Heiden blühten auf, der Geier schwoante, ließ den rechten Flügel sinken, hatte mit seinem mächtigen Geschoß in der Luft ruhm. — Schon jubelte ich, da gemann er wieder das Gleichgewicht und stieß schwerfällig, sich schräg sendend über die Buna, in dem Braun des Bodens verschwindend. Getroffen war er, aber verloren wohl auch.

Unten jubelten die Jungen. Wir stiegen hinauf, da kam schon so ein Knirschen herauf, den Geier (zwei Meter obigen Spannweite) aus dem Rücken, ganz eingehüllt in das Flügelfloß. Das Geföhlt vor ihm mitten durch den Häuberschädel gegangen.

„Was sagst Du jetzt?“ fragte ich den Heimg. Er schüttelte nur das große Haupt und berührte ganz andächtig das Wundergemisch mit dem Perpetio.

„Jetzt wollte ich mich noch meinem Geier anschauen, da wies ich schon wieder als nach oben — sechs Geier triffen in schlanken Bindungen über der Ruine, ihren heiligen Ageraus ausstehend. Ungekennzeichnet war gesehen, im Gebirge, Stepanograd war entdeckt, die fieber Geiersteife — weit hinaus über das Gebirge erscholl die Kunde.“

Während sich das Überwachen über alle sechs Hagen in warmen Flug herab der Stelle zu, an der das Längekreuz gesehen, hatten sich gegenseitig, mit den Flügeln schlagend, zu einem förmlichen Knäuel verbunden, schnupperten an den Schwelbfedern umher, freuten und zankten, überflogen sich, um dann wieder, eng aneinander gedrückt, die Köpfe gesenkt, das Unbegreifliche zu betrachten.

Heimg und ich hatten einen Gedanken. Es waren zwei Schüsse, aber ein Knall, der sich donnernd an den Wänden brach, Heiden flogen, ein Krellschrei, Wälderschrei, Wirburdschneulaternen. Einer schien fallen zu wollen, doch sich wieder, dann ging's im Saß hinauf in die Lüfte, in immer kleinerem Kreis, bis sie im blauen Kreis verschwanden. Mir heute war keine Aussicht mehr, zu Schwab zu kommen.

Die Tücke luden uns ein, das Grab des Heibers zu besuchen, der in dem kleinen Haus neben der Ruine der Wälder ruht. Wir hatten allen Grund, ihn ob seiner geföhnten Höhe und Entschädigung zu bitten, und folgten ihm.

In der finsternen Gerüst ruhten in zwei leopoldbedeckten Sägen der Heilige und sein Diener. Knallt Steinstrassen und Krampf hängen Schwert und Strelkosen an der Wand, die er für seinen Glanz erhalten. Der Wächter neben ihm stellt jeden Abend ein mit Wasser gefüllten Krug mit einem Handbald vor das Grab. Der Heilige berichtet immer noch alljährlich die rituellen Aufzählungen.

Ein Kohn lag bereit, uns in die Bunnhöhle zu führen, dicht hinter den Gräbern eine homartig gewölbte Grotte, von bläulichem Licht erfüllt; reingelost rufen darin die trübsamen Wasser und spiegelte die phantastischen Tropfengebilde wieder, die die Höhle schmückten. Um uns, über uns wirkelt es von Festtauben, die hier freistehend haben unter dem Schuß des Heiligen.

Das Gesehul der Wälder koste uns heraus. Sie wollten, geküßelter mit Augen und Händen. Der Kaiserer, auf den ich gesehul, hielt gleich bei den Häusern vom Blagau auf dem Feld.

Mit unwiderlicher Macht verliefen wir die Grotte und den Heiligen und folgten dem kleinen Boten über die Brücke, die die Buna überspannt. Wenn der Geier nach all dem Gesehul noch auf dem Boden lag, gedöte er mir. Die Gesehul schloß verzögert sich noch, als ich an dem Dorf vorbeikommt.

„Auf zweihundert Meter sah ich ihn schon, zwar nicht am faden Boden, aber auf einem Pfeilerbald dicht an der Buna. Er hatte den Kopf noch hoch und sah sich nach allen Seiten um.“

Ich mußte meine ganze Autorität aufbieten, um das Koll zum Schwagen zu bringen — kam er wieder auf, ging die Jagd von Neuem los. Dann bürdete ich mich hinter den Heilmümmen längs der Buna an. Ich wollte keinen Aufschuß machen, sondern einen festeren Treffer.

Jetzt wurde er unruhig, breitete die Flügel, reckte den Hals und wechselte den Platz; auch hatte ich die äußerste Dedung erreicht. Etwa hundert Meter. Nur nicht unser Renommee verdecken. Ich legte an, nahm mich zusammen, das Ziel war noch immer klein genug. Auf den Schwab droch er zufommen, wühlte sich herab, erhob sich wieder auf den Hängen. —

„He, ich mich selbst, saute schon ein kleiner Tücke an mir vorbei, trotz meines Warnungsruhrs auf den Geier zu, der heilig mit dem Flügeln schlug. Ich schob wieder eine neue Patrone in den Lauf und verlor darüber einen Augenblick den Geier aus dem Gesehul. Als ich wieder aufschaute, hatte sich das Bild verändert. Der Tücke lag schreiend gegen mich, hinter ihm in langen Schritten, mit den riesigen Flügeln schlagend, der Kopf weit

vorgereckt zum Angriff, der Geier. Dabei war mir der Junge immer im Weg, ich konnte seinen Schwab anbringen, und der Geier war ihm jetzt dicht an den Fesseln. Ich sprang vor für den äußersten Fall — der Anblick des wütenden Tieres ließ das Schlimmste befürchten. So kam ich glücklich zwischen Junge und Geier. Sei es, daß ihn der neue Feind erschreckte oder eine Schwäche übermannte, plötzlich fürzte er und lenkte sich mit einem Flügel in eine Seitenlampe, rasch sprang ich vor und trat ihm mit einem festen Tritt auf den Hals, den er flach am Boden hielt. Zum Glück, daß seine Kräfte schwanden, ein Schwingenschlag traf mich noch kräftig genug am Arm, dann machte ein Stoß mit dem Gewehr, folgte ein nach dem nächsten zum Rückbersten ein Ende. Er war fünfundsiebenzig Fußlänge.

Der Kaiserer ist keine edle Beute und mit dem Adler nicht zu vergleichen, obwohl er ihn an Größe weit übertrifft, aber der wilde Angriff, den er eben gemacht, ließ ihn in meiner Achtung sinken, dazu der stimmungsvolle Reiz der Umgebung, die Reueit der Jagd für mich — ich hatte helle Waldmannskreide.

Der Tücke lud uns noch zu einer Tasse Wodka in sein wohlbedeckten eingetretes Haus; die Nacht fiel schon ein, als wir die Rückfahrt nach Morkan antraten. Hinter Stepanograd erhebt schon der erste Schimmer des Mondes, klar zeichnete sich jede Finte der trübsamen Türme, das verfallene Tor, das dem eine Brücke gegen den Fels zu frei.

Was da oben schon alles die Luft durchzittert, das Gebühl der Gesehul, Luft und Todesföde, Wäldergesehul und Beseckung — da gab's noch reiche Tafel für die Brut in der Felsenwand, und kein Schwab für sie; da gab's noch edlere Beute für den Mann.

Die beiden Geier hängen vor uns am Aufschuß, ihre glühenden Augen sind noch immer auf die Heimat gerichtet. Wie lange noch, und die letzten Trümmer sind gefallen, der letzte Häubler von Stepanograd verbrüht unter den Händen nimmerwartender Europäer, die letzte Lande ist vorwiegend aus der Moushimmernden Höhe, der Heilige verschwinden dem Flug und Tück, und ein Hölz steht an der Buna: „Zum Dorau von St. Saba“, und ein Wiener Kreller fragt: „Haben's uns eben Stepanograd schon gesehul? Dort ist er hinter Eisenblenden, der Kopf in seine Prügler zerbrachen, und träumt von alten Zeiten.“ Vor diesem Schicksal wenigstens haben wir euch zwei bewahrt.

Ihr fiele noch edel und recht, wie es so hochgebetenen gebührt, von der Augen geföhlt.

Wie man sich das alles zurechtlegen weiß in seiner Räuber- und Wälderschweifpantose.

„Etwa fünf gukte der Mond herüber über die Ruine. Wieder zwei Stepanograd! Ich würd's bald zu Ende sein mit dem jähren Gesehul! Ich überlebe doch alle — alle.“

## Der schnellste Stern.

Bekanntlich stehen die Fixsterne nicht völlig still am Himmel, wie ich von „Luxum“ sich ablenkender Name befragen möchte, sondern bewegen sich förmlich mit großer, nur durch ihre ungewohnten Entfernungen uns abgesehwächt erscheinenden Geschwindigkeit, so daß die Sternkarte sich wenigstens in Jahrhunderten ganz merklich ändert. Die drei schnellsten Sterne sind bisher Stern 61 im Schwan, ein kleiner Stern „Groombridge“ im Großen Bären und ein kleiner Stern am südlichen Sternhimmel. Sie beschreiben im Jahre am Himmelsgewölbe Wege von 5 bis 12 Bogenstunden und haben noch größere, richtunglose Geschwindigkeiten, da die Wege schräg zu unserer Sehrichtung stehen. Zum Beispiel legt der „Groombridge“ in jeder Stunde 473 Kilometer zurück, während es unsere Sonne nur auf 20 Kilometer bringt. Durch E. C. Barnard an der Harvard-Universität, so berichtet A. Stengel in der „Astronomischen Zeitschrift“, ist diese Reihe der geschwindigsten Sterne um einen noch geschwindigen erweitert worden, einen vollstähigen, mit bloßem Auge unsichtbaren Stern östlich von Beta im Schlangenträger; denn dieser Stern ändert seinen Platz am Himmel jährlich um mehr als 1 1/2 Bogenstunden, wobei sich seine Entfernung von uns allerdings nur um 91 Kilometer jährlich abnimmt. Dieser in seinem Fortschreiten seit 1888 fotografirte und jetzt als der schnellste von allen bekannte Fixsterne ist noch in anderer Hinsicht recht bemerkenswert. Denn unter den etwa 30 sonnennahen Sternen, die mit unserer Sonne einen Sternhaufen bilden, und deren Reihe durch den unsichtbaren Stern Alpha Centauri eröffnet wird, rorauf Pö im Großen Bären, dann Sirius, der weitaus hellste aller Fixsterne, die ihm nachstehende Prokon, fernere unter anderen Aldebaran, Vega und Kapella folgen, rüdt Barnards Stern an zweite Stelle, er ist für uns der zweitnächste Stern, erscheint von zwei entgegengesetzten Stellen der Erdbahn aus unter einem Winkel („Parallaxe“) von 70 Bogenstunden und ist von uns knapp 42 Lichtjahre entfernt, während das Licht von Alpha Centauri bis zu uns 4,2 Jahre braucht und das vom Sirius in reichlich 8 1/2 Jahren zu uns kommt. Die Entdeckung der bemerkenswerten Eigenschaften dieses Sternes ist natürlich nur ein Baustein in der modernen Himmelskunde, zu deren Hauptaufgaben die Ermittlung von Geschwindigkeit und Bewegung in der Bewegungswelt der Fixsterne gehört.

— Das äußerste bekannte Koszenriff der Erde ist die große Barre vor Nord- und Ostsee. Sie rückt sich in einer Breite von 48 Kilometern über 1600 Kilometer weit hin.

So jung und schön! Selbst des Todes eifige Hand hatte das edelgestaltete Antlitz nicht zu entstellen vermocht; nur um die schwellenden Lippen lag ein starrer Zug des Schmerzes. Der Tod mußte beinahe momentan eintreten sein.

„Ein Schwab ins Herz,“ hatte schon der Gerichtsarzt, der die Leiche untersucht, erklärt. „Marchese A. ist eines gewalttätigen Todes durch eine fremde Hand gestorben.“

„Marchese A., die Gattin eines hochgestellten, pensionierten Offiziers, dessen Name der Geschichte angehört, eine der geführtten Schönheiten des Landes, ermordet! In dieser Schreckensnachricht war ich beim ersten Morgengrauen aus dem Schlummer geweckt worden. Ein Polizeiliegant hatte sie mit der Ober des Polizeipräsidenten an mich gebracht, unverzüglich nach dem Totort, dem eine Stunde von der Stadt entlegenen Schloße des Marchese, mit der Gerichtskommission abzugehen.“

Wir hatten keine Minute verloren, mittels eines raschen Föhrtes waren wir in kürzester Frist nach dem Schloße gelangt, das wie in größter Aufregung gefunden. Im Hofe eine Gruppe von Leuten aus der Umgebung, welche bereits die Entgegenkunft verdormen, die zahlreihe Dienerschaft derofiert und fassungslös, nur auf meine wiederholte Aufforderung imstande, um den Weg zum Schloßgemache der Marchese zu weisen, wo der Leichnam auf einem Disman geteilt lag. Die Leiche war in vollständiger Strahlenleide, ein kleines Hütlchen, unter welchem die schwarzen Haarlocken herausschüßelten, auf dem Kopfe, die Hände behaucht. Sie mußte entweder noch heute zurückgelegt, oder zum Ausgang bereit gewesen sein, als sie der tödliche Schwab getroffen. Ein dunkelster Streifen, der sich von der linken Brustseite über die graue Taille hingog und auf dem weichen schwelenden Brustgebeite einen unheimlichen Flecken gebildet hatte, verriet sofort die Stelle der Wunde.

„Ein Schwab ins Herz. Wer war der Mörder?“

„Wo ist Marchese A.“ fragte ich den Diener, der uns hergeleit.

„Mein Vater ist außer Stande, hier zu erscheinen. Ich selbst habe ihn vor Jüher Antanft fortgeführt und bin bereit, Ihnen die nötigen Auskünfte über das Unglück zu geben.“ Ein junger, hochgewachsener Mann, der unbemerkt in das Zimmer getreten war, hatte mir diese Antwort gegeben. Sein auffallend hüßliches Antlitz war noch bleich, trug aber im Hinblick auf das jugendliche Alter des Mannes, der kaum über zwanzig Jahre zählen mochte, eine merkwürdige Ruhe und Festung zur Schau.

„Aur ein Unglück?“ fragte ich zweifelnden Tones.

„Für unser Haus ein schweres Unglück, Herr Kommissar, das keineswegs dadurch gemildert wird, falls Sie zur Freude der sensationsjüchigen Menge ein Verbrechen zu konstatairen vermögen.“

„Herr Marchese, ich sehe hier im Dienste der Pflicht, mein Vorgehen wird nur durch eines geleitet — das Gesehul. Alle Umstände sprechen dafür, daß ein Verbrechen begangen wurde, meine Aufgabe ist es daher, den Täter zu suchen. Herr Marchese, können Sie den Mörder?“

„Der junge Mann blühte starr vor sich hin, er überlegte die Antwort, die er mir geben sollte.“

„Ich dürfte ihm hierzu keine Zeit lassen. Sprechen Sie, Herr Marchese.“

„Ja, sprechen Sie, Herr Marchese,“ wiederholte hinter mir eine höfliche Stimme gleich einem Echo. Betroffen blickte ich mich um. Ein stämmiger Mann mit graumelierten Haaren kauete auf dem Boden und blühte mit soeben entstelltem Antlitz zu mir auf. „Kunlich mußte er auf den beiden Leptiden den irgend einer Ede des großen Gemaches auf den Antken hiehergerückt sein.“

„Sprechen Sie, Herr Marchese, verzeihen Sie dem Herrn Kommissar ohne Scheu, daß ich es wünsche bin, der die gnädige Frau Marchese ermordet hat.“

„Sie, der Mörder?“

„Ja, ich, Andreä Cola, des Marchese Leidiener, ich habe sie ermordet aus Rache, weil sie mir weit gefährt war, mich verleumbet hat und aus dem Dienste des Marchese, den ich 25 Jahre hindurch treu versehen, fortgesetzt haben wollte. Nicht wahr, junger Herr Marchese, so ist es?“

„Der junge Mann antwortete nicht, in seinem Antlitz aber wurde es in heftiger Erregung.“

„So sprechen Sie doch, sagen Sie ja, Sie müssen es wissen, da Sie der erste am Plage waren, als ich den unglückseligen Schwab ergr. Denn war es, auf der Schwelle der Türe, ich fand verdeckt hinter der Portiere — hier, hier ist die Waffe, mit der ich den Mord begangen, die ich zu dem Zwecke dem jungen Herrn Marchese entwendet.“

Damit richtete er mit eigen Kolokol, den er unter seinem Kocke verborgen gehalten.

„O, Sie sind so gültig, Herr Marchese, Sie wollten mich, einen alten Diener Ihres Hauses, nicht den Gerichten ausliefern. Wie sehr ich Ihnen dafür dankbar bin! Aber es ist unmöglich jetzt, die Beweise sind so klar, Ihre Augen werden mehr helfen. Nicht wahr, Herr Marchese, dies ist Ihre Revolver?“

„Ja, er ist,“ prächtete der junge Mann hervor.

„Er ist!“ lären Sie, Herr Kommissar, mein Junge Herr beschäftigt es, beständig alles, was ich gefunden habe. Er will nicht, daß Andrea, der ihn schon als Kind auf seinen Antken geschauelt, auch noch als Lügner erscheinen soll, wenn er auch durch sein wildes Blut zum Wärd geworden. Herr Marchese, möge mir Götze verzeihen, was ich getan und ihrem kühnen Vater in Ihren Ererb lag den bitteren Verlust gröhnen, den er heute erlitten durch mich — Mörder!”

Andreä Cola bedekte mit den Händen sein Antlitz, den jungen Mann ergrüete aber eine so heftige Gemütsbewegung, daß er aufschlundend das Gemach verließen mußte.

Die Selbstanklage Andreä Colas fand in den Erhebungen, die ich vornahm, ihre Bestätigung. Es waren kaum zwei Jahre her, daß der alte Marchese A. nach mehrjähriger Witwenerschaft Leonine L., die bekannte Diba der Opera Grande in M., an den Truallor gehehrt hatte. Diese Resolanz hatte in dem ersten Kreifen der Gesellschaft, in welchen der Marchese eine hervorragende Rolle spielte, ebenso großes als peinliches Aufsehen erregt und er hatte sich gerungen gesehen, auf einen nicht mäßig vorkommenden Wind von höchster Seite seine Karriere aufzugeben und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Dieses war annehmend ein glückliches und geeignet gewesen, die Opfer, die er dafür gebracht, ihn vergessen zu lassen. Selbst die feinen häuslichen Glüdes getrieht, ließ sich verfühigt. Sein Sohn Alfredo, das einzige Kind seiner ersten Ehe, hatte seine begreifliche Abneigung gegen die ihm unter so miltigen Verhältnissen wider Willen aufgebrachte Stiefmutter, von deren Schönheit und Liebreiz bedrückt, überunden und war zu ihr in ein freundschaftliches Verhältnis getreten, dessen sich bereits die nimmermüde Weiblichkeit der Welt bemächtigt hatte.

Der einzige, der sich in die neue geschaffene Lage nicht finden zu können schien, war Andreä Cola. Ein Vierteljahrhundert im persönlichen Dienste des Marchese hatte er sich eine Stellung erworben, die ihn mehr als Familienglieder gehörigen wie als Diener erscheinen lieh. Seine Herrn und dessen verbesserter Gemahlin mit Leib und Seele ergeben, hatte er alles getan, um des Marchese Ehe mit der „Komodiantin“ zu hinterziehen und es sogar gewagt, dagegen Vorstellungen zu machen, welche die Drohung seiner Entlassung zur Folge hatten. Aber Andreä blieb dennoch im Dienst; sogar auch dann, als die neue Marchese, der seine Abneigung nicht verborgen bleiben konnte, gegen ihn offene Stellung nahm und jede Beliebenheit zu verweigern. Ein persönlicher Haß Andrea Colas gegen die Marchese war somit wohl vorhanden. Erwiderte er sich aber so groß, daß er zum blutigen Verbrechen überhoben konnte, und ließ das Motus, das bei unmittelmehrigen Impuls dabei in der verstorbenen Nacht gegeben? Dieses Rätsel mußte dorerst gelöst werden.

Die die übereinstimmenden Aussagen der Dienerschaft bestätigten, war der alte Marchese am Abend der Mordthat, nachdem eine Stunde früher eine Gesellschaft seine unerwartete Antunft gemeldet, von einer längeren Reihe, die er in Familienangelegenheiten unternommen hatte, zurückgeführt. Er hatte mit seiner Gemahlin soupiert und sich bereits von der Fahrt ermußt zur Ruhe gegeben, als der junge Marchese von einem Ausläufer in die Nachbarschaft spä heimkehrte. Was weiter geschah, war, darüber mußte die Dienerschaft keinen Aufschuß zu geben, da sie gleich nach der Antunft des jungen Herrn von Andreä Cola zur Ruhe geschickt worden war. Spät nach Mitternacht hatte dann plötzlich die Schreidende das ganze Schloß aus dem Schloße geführt, daß der Marchese ein Unglück zugefallen sei. Man fand sie, wie schon geschildert, mit durchschossener Brust in ihrem Schloßgemache auf dem jungen Marchese und Andreä Cola waren die ersten bei der Leiche gewesen.

Der traurigste Teil meiner Aufgabe war die Einnahme des alten Aufgabes. Ich fand ihn in seinem Arbeitszimmer, einen gnädig gekleideten Mann. In der einen Hand war der noch rüftige Herr ein Greis gemorden.

„Was soll ich Ihnen sagen?“ jammerte er. „Es scheint nicht möglich, daß Andreä, das Muffier eines Dieners, ein solches Verbrechen verübt hat. Wissen Sie, wie er in meine Dienste kam? Ich muß als fünfundzwanzigjähriger, fast nicht als P. als junger Offizier stationiert war, habe ich durch ein zufälliges Dazwischentreten eines blutigen Kaufmanns zwischen jungen weinerbüchtigen Büchsen geschickelt. Andreä lag unter den Antken seines Oegners, in dessen Hand ein scharfes Messer blühte. Wäre ich eine Stunde später gekommen, hätte Andreä das Eisen zwischen den Rippen geföhlt. Darf ich, daß ich ihm das Leben gerettet, wurde er der treueste Diener, sein Herr sich wünschigen kann. Wärdesholt hat er mit dies in den schpörstigen Augen meines Lebens betrieuen. Und er, der stets bereit gewesen wäre, für mich in den Tod zu gehen, sollte mich aus des Uebels auf Erden, mein Weib gemordet, mich mit grauener Hand den letzten Sonnenstrahl meines Lebens geraubt haben? Nein, Herr, dann verzeihe ich den Lauf dieser Welt nicht mehr!“

Ein Polizeiliegant trat ein und meldete mir, daß man bei der Leibesöffnung Andreä Colas einen Brief gefunden habe, über dessen Entdeckung der alte Diener in die größte Aufregung geraten sei. Er habe sofort zu mir geführt werden wollen und als man ihm dies verweigerte, einige Zeilen auf einen Zettel geschrieben und dringend erbeten, diesen gleichzeitig mit dem Briefe in meine Hände zu legen.

Hochspannt entfaltete ich den Brief, der velleicht Licht in das dunkle Geheimnis werfen konnte. Er war ohne Aufschrift und enthielt wenige Zeilen, von erregter Frauenhand schlüßig hingeworfen.

„Erwarte mich um Mitternacht im Parke. A. ist unermutet zurückgeführt, wir müssen flühen. Ich habe dich nicht verlaßt, dir hab' ich mein Herz geschenkt. Ich vermag nicht mehr, diese Komodie fortzuführen, sonst müßte ich mahimnia werden. Der Schritt, vor dem du bisher zurückgeblieben, muß jetzt gehen. Ich habe alles durchgerechnet. Gehe!”

Die nachstehende Schilderung der bedeutenden belgischen Handelsstadt rührt aus der Zeit her, da der Weltkrieg eben entlammt war. Biels wird sich seitdem geändert haben, anderes dagegen wird die Zeit überdauern.

Am überraschendsten ist der Eindruck, den man von Antwerpen empfängt, wenn man nach längerem Aufenthalt in Holland die Stadt kennen lernt. Denn es kann keinen stärkeren Unterschied geben als den beispielsweise zwischen Antwerpen und Rotterdam. Die holländischen Hafenstädte sind, so sehr sie auch Großstädte sind, für sehr feine auch Großstädte sind, sie erscheinen in all ihrer ärmlichen Weiblichkeit, wie Städte eines modernen gewordenen Mittelalters, sie sind in jedem Zug spezifisch holländisch. Bei der Einfahrt in Antwerpen aber spürt man, trotz der Nähe der holländischen Grenze, gleich einen ganz anderen Zug. Man sieht auf der Fahrt zur Gare Centrale durch die Vorstädte schon eine international anmutende Architektur großstädtlicher Proralarität ohne besondere nationale Kennzeichen; man wird gleich eine europäische Großstadt, in der sich eine eigenartige Kultur nur noch in Anzeichen zeigt.

Man führt in einen gemäßigten modernen Bahnhofs hinein, dessen Architektur mit einer gewissen feinsinnigen Kühnheit ausgestattet worden ist und an dessen Bauformen moderne Ingenieurgenussung Anteil hat; aber es wird dann auch wieder so politisch mit historischen Formen prägnanter. Die Pracht übernommenen repräsentativer Säulenhallen ist bereitig gebildet worden, daß der Eindruck eigentlich nur in der Dämmerng etwas Impulsantes hat, daß im hellen Tageslicht aber die feinsinnige Unternehmungsinnung einen peinlichen Eindruck macht. Vom Bahnhofs führt die übliche großstädtische Prachtstraße in die innere Stadt hinein. Sucht man in diesem neuen Bahnhofsbezirk nach spezifischen Zügen, so findet man, soweit der europäische Großstadtsstil eine Feststellung überhaupt zuläßt, daß das holländische fast verschwunden ist und daß das französische an seine Stelle zu treten bemüht ist. In der breiten Hotelstraße am Bahnhofs zeigt sich Café an Café, es herrscht dort eine unbeschreibliche Lebendigkeit, die Stühle und Tische sind bis weit auf Terrassen hinausgestellt, die Vektoren der Autos scheuen wie in Paris. Je weiter man dann in die innere Stadt kommt, desto deutlicher wird es, daß man sich in einer der belebtesten und stattlichsten Städte des Kontinents befindet, daß der ursprüngliche Stachelkörper aber mehr und mehr vernichtet worden ist. Holländisch sind in Antwerpen eigentlich nur die hier und dort noch auftretenden schmalen, dreifertigen Stadthäuser. Selbst die Altstadt ist von der holländischen Städte sehr verschieden. In ganz Holland gibt es nicht ein Ensemble, wie das der Gebäude am Markt: das im 18. Jahrhundert in strengem Renaissancestil erbaute Rathaus und ringsumher die aus derselben Zeit stammenden Zunfthäuser, die aber in neuerer Zeit stark restauriert oder gar imitiert worden sind. In Holland ist das alles weniger anspruchsvoll, es ist natüer und feinführender. Der Markt von Antwerpen weist deutlich schon hinüber zu dem prächtigeren Schauspiel, dem Markt in Brüssel. Um so mehr, als die inmitten des Platzes dem noaden Pfaffen untermittelte ausliegende moderne Brunnengruppe in ihrer unarchitektonischen Virtuosität ganz im Stil der Brüsseler Boulewardeplastik ist. Röhlich von Antwerpen läuft von alterher eine unsichtbare Grenzlinie, die zwei Lebensgenussungen trennt. Es ist nicht nur die Grenze von Protestantismus und Katholizismus, sondern es ist eine Rassenlinie, der holländischen Rasse, und einem ziemlich physionomischen Mißgünstig, in dem die einzelnen Elemente heute weniger denn je verschmolzen sind und das darum zu tendenzvollen Ueberfestigung

über du folgt mit heute in die Freiheit, zu einem Leben der Liebe, oder ich achte moegen hin und gesehe ihm alles. Er wird an mir zum Verbrecher werden, aber ich liebe den raschen Tod dieser Klaverei, die mich langsam mordet, vor. Wann deine Schwürte nicht Vige worten, so rette deine U.“

Und auf dem Zettel folgte Rand: „Am des Himmels willen, Herr Kommissar, vernichten Sie das unleserliche Schreiben, das ich unterschrieben habe. Ich habe dieses Weib ermordet, ein graue Haupt des Marchese, sein erlauchtes Haus vor der Schwabe zu bewahren. In meiner Einsicht habe ich kein anderes Mittel. Glauben Sie den letzten Worten eines Teten.“

„Wo ist Andreä Cola?“ fragte ich erregt.

„Einer verweilt in einem Turmzimmer im dritten Stockwerke des Schloßes.“

„So führen Sie mich sofort zu ihm.“ Wir hatten indes noch das Zimmer verlassen, als in häßlicher Beherrung ein Gendarm eintrat.

„Herr Kommissar,“ meldete dieser, der Häußling Cola ist bei einem Privatverlaude aus dem Fenster seines Gemaches in den Schloßhof auf das Strichpflaster hinabgegrüßt!“

„Tot!“

„Also doch schuldig!“ höfnete der Marchese. „So hat er die Tuce gehalten, die er mir geschwooren!“ —

„Ja! so hatte er die Tuce gehalten!“ Ich zerstückelte den Brief, der die Schwabe des Hauses der Marchese A. barg. Andreä Cola mochte ruhig in seinem Grabe ruhen. Er sollte nicht umsonst das größte Opfer der Tuce, das mir je in meinem dürftigen Leben dorgekommen, gebracht haben!

tungen greift, um sich selbst einen eigenen Stil vorzutun. Der Belgier ist von je als Stadtbauermeister viel tüchtiger, viel mehr auf äußeren Effekt bedacht gewesen als der Holländer; er hat daher auch laute Witzungen die Prüfte erriet, aber nicht eigentlich das ganz Charakteristische.

Ein dafür repräsentierendes Bauwerk ist die große, schöne Kathedrale, die fest eingebaut daliegt und mit ihrem Turm das ganze Hafengebiet beherrscht. Die Grot dieser Hauptkirche ist unerschaffen — der zweite Turm ist unvollendet — dünn und schwungvoll; aber es ist keine reinerförmige Grotte, möchte man sagen. In Reims oder Chartres darf man nicht denken. Es ist in dieser Grotte, vor allem in der des Turmes, ein französisches Monumentalstil; ein spanisches Element, das fremdartig beihält; ein unkonventionelles, flügelartiges und Spielerrisches macht sich bemerkbar, das mit der lebensfähigsten Logik des gotischen Geistes kaum noch zu tun hat. Das Innere der siebenhöflichen Kathedrale ist imponant. Es wird zu einem Erlebnis einziger Art durch die darin aufgehängten Bilder des P. P. Rubens, die diesen Wellicht, die er je gemacht hat, förmelhaft hat vor den nach der Rückkehr aus Stalien mit frischer Jugendkraft und lebendigem Materialismus gemalten Kreuzaufsicht und Kreuznabnahme schon geschildert. Er hat sich dem Jäuber dieses großen Dekorateurs, der auch ein Physologe von vielen Branchen sein kann, ganz hingegeben, wogegen er weiter im Norden mit Rembrandts nichtstermerischeren Kämpfe und sich nur mäßig interessiert ergab. Dem Deutschen geht es umgekehrt: er gibt sich dem fröhlichen Temperament des Rubens, diesem großen Talent im Milieu der Jesuitenstimmung, nur mit Überwundung hin. Auch Rubens, den man in Antwerpen nie nirgendsonst kennen lernt — in den Kirchen und im Museum — ist eine Rolleninschreibung. Bei ihm ist die reine, nie schöpfungsteigert. Er kann tief sein und oberflächlich, zugleich ein Stummdecker der Modernen und ein Roulierer seiner Zeit, er vertritt oft eine unheimliche Materialität, aber erweitert die Wästel des Handwerks. Er imponiert mächtig in den weiten Räumen des königlichen Museums, um so mehr, als neben ihm kein Schüler von Dyt mit einem übermäßig feinen Geschmack zu glänzen weiß und die Gleichung diese Abgebungen derselben Zeit in die Höhe des Bestäubtes der malerischen Schilberungen den Zug historischer Notwendigkeit bringt; aber wenn man dann in dem Saal der holländischen Geistes, vor dem Meisterbildern Frans Hals, so mocht man unwillkürlich doch einen Weg, um der schmelleren Jubelmaterie, um diesem genialisierten Pomp nicht zu oft in der Weg zu laufen und sich der hoffischen Einfachheit der Primitiven zu erbauen. Und daran ist dieses herliche — nur durch eine lange Reihe von Säulen mit Wälden schlichter moderner belgischer Malerei kompromittiert — Museum reich. Verling, van Oey, Hugo van der Goe, Roger van der Weiden, Quinten Matsijs, Dirk Bouts, Goetschalckx und viele andere frische Meister offenbaren mit ausgewanderten, alten Köpfen und Kirchen entnommenen Werten einen Ernst